

**JOHN  
VON  
DÜFFEL**



**GESPRÄCH  
ÜBER  
DIE UNSTERBLICHKEIT**

**JOHN  
VON  
DÜFFEL**



**GESPRÄCH  
ÜBER  
DIE UNSTERBLICHKEIT**

**DUMONT** **e**<sub>BOOK</sub>

JOHN VON DÜFFEL

**KL**

GESPRÄCH  
ÜBER  
DIE UNSTERBLICHKEIT

**DUMONT**

eBook 2015

© 2015 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

ISBN eBook: 978-3-8321-8847-4

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

Ähnlichkeiten mit lebenden Ikonen sind nicht zufällig, sondern beabsichtigt. Trotzdem ist der gesamte Inhalt dieses Buches, insbesondere die Äußerungen der handelnden Personen, rein fiktiv. Das Interview und die Gespräche haben nie stattgefunden.

## ZU BESUCH BEI KL

Sein Fahrer holt mich vom Gare de l'Est ab, wie besprochen. Womöglich ist es auch der Assistent, mit dem ich telefoniert hatte, doch als solcher gibt er sich nicht zu erkennen. (Er wirkt jünger als der Mann am Telefon, aber auch nicht mehr ganz jung.) Ich hatte erwartet, dass er mit einem Schild in der Bahnhofshalle stehen würde. Stattdessen taucht er diskret neben mir auf, spricht mich mit Namen an und bittet mich ihm zu folgen. Als er mir meinen Rucksack abnehmen will, winke ich ab, ich trage mein Zeug lieber selbst. Er stoppt kurz, schaut mich an, prüfend, sogar etwas pikiert. Dann geht er voran und ich hinterher mit dem Gefühl, ihn gekränkt zu haben. Auf der fast halbstündigen Fahrt durch die verschiedenen Bezirke sagt er kein Wort, auch nicht, dass KL mich erwartet.

Als wir im Atelier ankommen, ist niemand da. Der weitläufige, loftartige Raum sieht aus, als hätte der Meister in diesem Moment alles stehen und liegen lassen. Skizzen, Notizen und ganze Nester von Zeichenutensilien verteilen sich über die Arbeitsfläche. Ich wahre gebührenden Abstand zu den Entwürfen. Falls ich stören sollte, will ich wenigstens nicht respektlos erscheinen. Unauffällig halte ich nach einer Uhr Ausschau, um mich zu vergewissern, dass ich nicht zu früh bin. Doch mein Zug war pünktlich, und der Fahrer hatte bestimmt seine Anweisungen. Vielleicht geht es nur darum, dass KL nicht auf mich wartet, sondern ich auf ihn.

Der junge, nicht mehr ganz junge Mann hat sich neben der Tür postiert, die Arme vor der Brust verschränkt. Auf einmal wirkt er wie ein Leibwächter. Unklar ist nur, wen oder was er bewacht. Als ich mich fragend umsehe, deutet er mit dem Kopf – eigentlich nur mit dem Kinn – auf eine Sitzgruppe in einem entlegenen Winkel des Raumes: ein Diwan, ein paar Louis-quinze-Stühle mit historischer Polsterung. Zögernd setze ich mich. Im selben Moment wird der Fahrer (oder Leibwächter) durch einen älteren Herrn im schwarzen Anzug abgelöst, der geradewegs auf mich zukommt und sich nach meinen Wünschen erkundigt, ein Hausangestellter oder Butler offenbar. Zunächst bestelle ich nichts, dann doch ein Wasser, für den

Fall, dass es länger dauert. Auf einem kleinen Tischchen mit geschwungenen Beinen – Nussbaum; antik, wie ich vermute – liegen mehrere Zeitschriften. Ich komme mir vor wie in einem Wartezimmer. Dann erst bemerke ich auf dem Titelblatt KL im Halbprofil. Das darunterliegende Magazin wirbt in großen roten Lettern mit einem Exklusivinterview und einem kleineren Schnappschuss des Meisters, weiß gerahmt. Es folgt ein Branchenblatt, das ebenfalls groß mit seinem Porträt aufmacht und die neueste Ausgabe von *The KL Daily*. Ich lege die Zeitschriften wieder zurück auf den Stapel. Die Einschüchterungsstrategie hat funktioniert.

Hinter der Tür höre ich Schritte, Wortfetzen, eine Auseinandersetzung in mehreren Sprachen. Doch offenbar redet nur eine Person und die Erwidierungen sind Pausen – ein Telefonat, wie es scheint. Es wird leiser. Die Telefonstimme entfernt sich. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es KL war, auch wenn er in Wirklichkeit eine Stimme haben soll, die nicht nach ihm klingt. Eine Zeit lang herrscht Ruhe, nicht einmal Straßenlärm oder andere Geräusche dringen von draußen herein. Totenstill liegt die Stadt unter uns, obwohl wir mit dem Wagen eben noch durch den dichtesten Berufsverkehr gefahren sind. Die Telefonstimme kommt zurück, für ein, zwei Sätze, Satzschleifen in fremdsprachigem Singsang. Vermutlich ein zweites Gespräch oder das versöhnliche Ende des ersten. Die Anspannung und Nervosität, dass KL gleich kommt, ist einem Anflug von Ungeduld, fast schon Unmut gewichen: Wann kommt KL endlich? Doch auch das geht vorbei. Ein paar Ewigkeiten später bin ich überzeugt: KL kommt nie.

Eingesunken sitze ich da. Die Stühle sind bequemer, als sie aussehen, geradezu sesselartig. Man geht in ihnen unter. Auf dem Nussbaumtisch, der mir jetzt sehr viel höher erscheint, steht ein Glas Wasser auf einem Silbertablett. Ich kann mich nicht erinnern, wann der Butler das gebracht hat. Ich habe jedes Zeitgefühl verloren und schon längst vergessen, was ich KL fragen wollte. Ich weiß nur eins: Von Einschüchterungsstrategie kann keine Rede sein. Der Meister denkt gar nicht daran, mir zu zeigen, wie groß er ist und wie klein dagegen ich. Er muss niemandem etwas beweisen. Für

ihn ist Alltag, viel zu tun. Ich bin nur ein Punkt, ein Pünktchen, auf seiner randvollen Agenda und eigentlich gar nicht da.

*Wir haben telefoniert, bonjour!*

Auf einmal kommt sein Assistent ins Zimmer gestürzt (das muss er sein), die Hand zum Gruß ausgestreckt. Ich rappele mich aus dem Louis-quinze-Stuhl hoch wie aus einer anderen Zeit, nehme Hand und Gruß entgegen, finde aber so schnell keine Worte. Der Assistent ist schneller.

*Er ist tout à fait désolé, dass Sie warten müssen. Ich soll Sie um Entschuldigung bitten, vielmals und in aller Form. Wenn es nach ihm ginge, wäre er pünktlich, auf die deutscheste Weise, sagt er selbst. Aber er hat mit Italienern zu tun – Rom! Mailand! Und es gibt un problème mit New York. Haben Sie noch etwas Geduld?*

Ich nicke beflissen – jaja –, was bleibt mir anderes übrig? Ich muss froh sein, wenn KL mich überhaupt empfängt, mir einen Moment seiner kostbaren Zeit schenkt und Einblick gewährt in seine Arbeit, seine Welt. Plötzlich beschleicht mich die Angst, er könnte unsere Verabredung in allerletzter Minute platzen lassen und mich auf irgendwann vertrösten.

*Mais la bonne nouvelle: Er ist trotz allem guter Stimmung! Sie haben Glück. Er ist, comment dit-on, mit dem richtigen Fuß aufgestanden, aujourd'hui, und das bisschen confusion in Italien und les États-Unis kann seine Laune nicht trüben.*

Er sagt so andächtig und gottesfürchtig »er« – man müsste es eigentlich großschreiben. Andererseits hat es einen leichten Dialekteinschlag ins Hamburgische, ein langes »E«, auslautend mit einem »A« statt »R«, und da sein Assistent alles Mögliche ist, nur kein waschechter Hanseat, muss es KLS Aussprache selbst sein, originalgetreu nachgeahmt und hart an der Grenze zur Parodie: »eea«!

*Und damit er bei Laune bleibt, würde ich mit Ihnen gern die conditions durchgehen, um Missverständnisse zu vermeiden und einen reibungslosen Ablauf zu gewährleisten. Mit solchen petites choses hält er sich nur ungern auf. Asseyez-vous, s'il vous plaît ...*

Sein Assistent verweist mich geschäftsmäßig zurück auf meinen Platz und setzt sich mit übereinandergeschlagenen Beinen neben mich. Dann



zieht er eine lange Liste hervor, die er weitgehend abliest.

*Oberstes Gebot, aber das sagte ich bereits au téléphone: Keine Fragen zur Mode oder zu anderen geschäftlichen Belangen, insbesondere nichts, was unter das Berufsgeheimnis fällt!*

Davon hatte er am Telefon nichts gesagt, aber ich stimme zu.

*Auch keinerlei Fragen privater Natur in Bezug auf Geschäftspartner und Kollegen aus der Modebranche. Desgleichen kein Klatsch und Tratsch über Models, Prominente und sonstige Personen des öffentlichen Lebens!*

Ich stutze. Die Zeitschriften auf dem Nussbaumtisch sind voll davon, soweit ich sie gelesen habe (leider mit Vergnügen), seine eigene auch. KL ist nicht nur ein scharfzüngiger Plauderer, er ist eine Instanz: ein unbestechlicher Beobachter und strenger Richter, dessen Urteile sich zwar wie Klatsch und Tratsch ausnehmen, dies aber auf einem einsamen Niveau von Bosheit. Wie kein Zweiter versteht er es, gleichzeitig vornehm und vernichtend zu sein – je vornehmer, desto vernichtender! Und wen er ins Visier nimmt oder mit Nichtachtung straft, dem gnade Gott, denn er (»ER«!) kennt kein Pardon.

*D'accord?*

Was? Ja, sicher, sage ich zögerlich, aber ist es nicht ein bisschen unklug, all die Themen auszuklammern, die den größten Unterhaltungswert haben? Oder meinen Sie, es macht besonders viel Spaß, ihn lästern zu hören, wenn es verboten ist?

*Das bringt uns zum nächsten Punkt ... Sein Assistent hält es für unter seiner (Seiner?) Würde, darauf einzugehen. Sie stimmen ferner zu, dass die Mit- bzw. Abschrift dieses Gesprächs als streng vertraulich gilt und nicht an Dritte weitergegeben werden darf bis zum Zeitpunkt der ausdrücklichen Autorisierung durch ihn oder seine mit dieser Aufgabe betrauten Mitarbeiter. Videoaufnahmen sind nicht gestattet, Tondokumente gelten als nicht genehmigt und sind weder gerichtsverwertbar noch zitierfähig. Sie dienen – falls Sie davon Gebrauch machen wollen – lediglich als subjektive Gedächtnisstütze. Objektiv im Sinne des Presserechts wurde nur das gesagt, was wir autorisieren.*

Ja, sage ich, klar.

*Überdies verzichten Sie auf Ihr Zitatrecht. Der genehmigte Text darf ausschließlich in der von uns autorisierten vollständigen Form veröffentlicht werden, ohne Kürzungen, Umstellungen oder Hinzufügungen, auch wenn sie als Anmerkungen der Redaktion gekennzeichnet sind. Ausschnitte und Zitate in jeglicher Form bedürfen einer gesonderten Erlaubnis. Sie dürfen weder aus dem Zusammenhang gerissen noch in andere Kontexte gestellt werden. Bei Zuwiderhandlung gehen wir gerichtlich gegen Sie vor.*

Okay.

*Der Assistent schenkt mir ein Lächeln. C'est tout. Ihre Interviewzeit beträgt dreißig Minuten, trentes minutes au maximum. Das Gespräch ist aber jederzeit unverzüglich beendet, quand il se lève.*

Wie?

*Wenn er sich erhebt und abwinkt.*

Nein, nein, ich meine, dreißig Minuten sind ohnehin sehr knapp, und wenn es jetzt noch kürzer wird –

*Bedaure, das ist Bedingung.*

Aber in so kurzer Zeit kann man kein philosophisches Gespräch führen!  
*Sie wollen ein philosophisches Gespräch führen?*

Wir haben doch telefoniert ...

*Ah, oui! Sie waren das.*

Und ich habe von vornherein gesagt, dass es Zeit braucht.

*Une demi-heure, das kommt Ihnen vielleicht kurz vor, für ihn ist es longue, très longue.*

Ich bin ja auch damit einverstanden, aber noch kürzer –

*Wenn ihn das Gespräch nicht mehr interessiert, c'est fini. Als einer der gefragtesten Menschen auf diesem Planeten kann er sich keinen Leerlauf leisten. Wir bitten um Verständnis.*

Natürlich verstehe ich das, nur Sie müssen auch verstehen, dass es mir nicht um ein bisschen Text für den Platz zwischen den Bildern geht, sage ich mit einem Seitenblick auf die Illustrierten. Es soll eben kein normales Interview werden, sondern philosophisch, ein philosophisches –

*Er spricht très vite, vous savez. Er sagt in fünfzehn Minuten mehr als andere in drei Stunden. Im Übrigen haben Sie es selbst in der Hand, wenn Sie nicht wollen, dass er abbricht, dann, comment on dit, interessieren Sie ihn!*

Ich ihn? Wie denn?

Doch sein Assistent steht auf und beendet unser Vorgespräch mit einer gespreizten Handbewegung – auch das vermutlich nach Art des Meisters. Auf dem Nussbaumtisch liegt die Gesprächsvereinbarung, ein Vordruck, zwei Seiten, Formsache. Ich unterschreibe mit Ort und Datum.

*Ich wünsche Ihnen eine angeregte Unterhaltung. Bonne chance!*

Kurzerhand steckt er die Liste wieder ein und geht zur Tür, nicht ohne sich vor dem Verlassen des Raumes noch einmal umzudrehen.

*Kleiner Tipp noch, entre nous: Schneiden Sie keine Gewichtsfragen an. Gewichtsfragen? Meinen Sie zum Körpergewicht?*

*Nichts von Diäten, Kleidergrößen, Magermodels ...*

Halten Sie Kleidergröße für eine philosophische Frage?

*In unserer Branche schon.*

Er sagt nicht Branche mit »e« am Ende, sondern »broonsch«, was nicht nur liebenswürdig französisch klingt, sondern auch viel philosophischer. Es ist das Letzte, was er sagt, bevor er zur Tür hinausgeht.

Danke, rufe ich ihm noch nach, merci! Dann bin ich allein und ratloser als je zuvor.

Seltsam. Die ganze Zeit habe ich auf KL gewartet, jetzt hoffe ich auf einmal, dass er nicht kommt, wenigstens nicht gleich. Ich bin noch nicht so weit. Offenbar fallen die Fragen, die ich ihm stellen wollte, in zwei Kategorien: Die einen sind interessant, aber nicht erlaubt, die anderen sind erlaubt, aber nicht interessant. Und je länger ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich mir: KL wird unser Gespräch beenden, bevor es begonnen hat. Ich kann im Grunde gleich gehen.

Er kommt.

Sein Assistent hält ihm die Tür auf. KL betritt den Raum wie zu einer imaginären Musik. Er ist kleiner, als ich erwartet hätte – »kleiner« ist nicht das richtige Wort, zierlich! Er wirkt jungenhaft leicht, schwerelos, alterslos,

beinahe unkörperlich. Ein Bild. Eine Erscheinung. Eine Ikone, die sich so streng entworfen und so wenig verändert hat, dass sie über der Zeit steht.

Der Schweiß in meinen Handflächen ist kalt.

Ich will aufstehen, KL bedeutet mir mit einer Handbewegung sitzen zu bleiben, gebietet es regelrecht. Eine übertriebene Höflichkeit, denke ich zuerst, dann wird mir klar, er will nicht berührt werden, von niemandem, kein Händeschütteln, kein Körperkontakt.

*Wie war Ihr Flug?*

Seine Stimme klingt hoch, beinahe schwebend. Leider bin ich mit dem Zug.

Ich murmele eine kurze Erklärung. Doch KL scheint gar keine Antwort zu erwarten. Er setzt sich auf den Diwan, breitet die Arme über die Rückenlehne und umarmt die Luft. Die Spitze seiner schwarzen Lederstiefelette wippt. Müßig, aber auch ein bisschen ungeduldig. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

*Stellen Sie mir keine Fragen. Dann brauche ich nicht so zu tun, als würde ich Ihnen antworten. Bertrand hat Ihnen mitgeteilt, dass ich keine Interviews gebe?*

Ich nicke einmal mehr, obwohl sein Assistent – von dem ich annehme, dass es Bertrand ist – kein Wort davon gesagt hat und die Zeitschriften vor uns auf dem Tisch das Gegenteil bezeugen.

*Ich führe überhaupt keine Gespräche mehr mit Leuten, die ich nicht kenne. Jede fremde Frage ist ein Attentat auf meine Gedanken. Wenn ich mich unterhalten will, führe ich Selbstgespräche, und solange Sie mich dabei nicht stören, dürfen Sie bleiben und mitschreiben. Aber das sagte Bertrand sicher schon.*

Ja, sage ich.

KL macht eine Pause und sieht mich an, zumindest meine ich seinen Blick hinter den dunklen Gläsern zu spüren. Die Sonnenbrille nimmt er nicht ab.

*Sie sehen gar nicht aus wie ein Journalist. Für wen sind Sie hier?*

Offenbar hat Bertrand ihn nicht über mein Anliegen informiert oder ER hat Bertrand nicht zugehört. Ich will etwas erwidern, die größten

Missverständnisse beseitigen, doch KL hebt die Hand.

*Ich will es gar nicht wissen. Wenn ich anfangen, über Sie nachzudenken, kommen wir vom Thema ab, und ich muss meine Gedanken beisammenhalten. Leider schlafe ich im Moment sehr schlecht, wie so oft im Sommer. Es ist einfach zu hell, zu viel Licht. Von der Hitze gar nicht zu reden. Letzte Nacht wollte ich ein bisschen an die Luft gehen. Ich hatte mich richtig auf einen nächtlichen Schaufensterbummel gefreut, aber dann: Regen, strömender Regen, bis zum Morgen. Tagsüber Sonnenschein, penetranteste Helligkeit, und dann Nachtreger. Ich kann überhaupt nicht mehr vor die Tür.*

Wenn die Luft abkühlt, kann sie nicht so viel Feuchtigkeit aufnehmen, daher ist nachts die Regenwahrscheinlichkeit höher, erkläre ich hilfsbereit.

KL sieht mich an (ich glaube zumindest, dass er mich ansieht). Er wirkt fast ein bisschen überrascht oder empört oder »indigniert« – ja, indigniert –, dass es mich gibt. Dann fährt er fort, als hätte ich nie den Mund aufgemacht.

*Doch das ist so und lässt sich nicht ändern. Wenn ich auf die Straße gehe, dann nachts. Tagsüber bilden sich Menschentrauben, alle mit gezückten Smartphones. Ich kann keinen Schritt mehr tun. Seit der Erfindung des Fotohandys ist das letzte bisschen Distanz vom Erdboden verschwunden, und auch aus meinen Bewunderern sind Fans geworden. Für wen waren Sie noch mal da?*

Ich? Ich wollte mit Ihnen ein philosophisches Gespräch –

*Sie wollten mich nicht ablenken, richtig. Ja, die Menschentrauben sind überall. Man trifft jemanden und ist umringt, wirklich oder virtuell. Ich hätte nie gedacht, dass es einmal so weit kommen würde, aber das Wertvollste, was man heutzutage herstellen kann, ist Entfernung. Sie fehlt der Welt. Wenn jeder erreichbar, wenn alles verfügbar ist, wird Unnahbarkeit zum höchsten Gut. Oder arbeiten Sie auch für eins dieser Stars-zum-Anfassen-Blätter? Dann frage ich Sie, welche Bedeutung haben Sterne, wenn sie nicht am Himmel stehen?*

Er fragt nicht mich, natürlich, sondern sich. Das habe ich jetzt verstanden.

*Die Wahrheit ist: Wir sind uns nicht näher gekommen, wir haben nur den Abstand verloren. Darin besteht die Tragödie der totalen Erreichbarkeit. Und der Gipfel der Distanzlosigkeit ist das »Selfie« mit Prominenten. Nicht wegen der Prominenten. Wer prominent ist, ist selbst schuld. Nein, das Selfie ist das Ende des Selbstporträts. Darum binde ich eine schwarze Schleife um jedes Bild.*

*Er bindet natürlich keine Schleife, schon gar nicht um jedes Bild.*

*Es kommt mir vor, als sei es schon unendlich lange her, dass ein Maler sich gemalt oder ein Fotograf auf sich selbst geschaut hat. Wie fremd und entrückt der Mensch sich einmal war, wie unverwandt. Das war das Interessante und Skandalöse am Selbstporträt damals: der Abstand zwischen Ich und Selbst. Beim Selfie dagegen – aber das wissen Sie so gut wie ich.*

*Ich sage gar nichts, auch nicht Ja.*

*Leider ist mit dem Abstand auch das Bild verschwunden. In welchem Ausmaß, das ist uns allen, glaube ich, noch nicht klar. Wir tun immer noch so, als gäbe es Bilder. Aber es gibt keine Bilder mehr. Wenn alle Fotografen sind, überall, zu jeder Zeit, dann ist keiner Fotograf und nichts Fotografie. Das Fotografieren hat die Fotografie vernichtet. Kein Mensch fotografiert mehr, es wird nur noch draufgehalten. Ich hoffe, Sie brauchen kein Bild von mir.*

*Ich sage auch nicht Nein.*

*Es gibt keine Bilder mehr von mir – oder mehr Bilder von mir als Zeit, sie anzuschauen, was dasselbe ist. Was wir »Bilder« nennen, sind keine Ansichten von etwas, sondern Übergriffe. Sie legen sich wie ein Schmierfilm auf alles. Die Würde des Fotografierten ist ein Gerücht aus der Vergangenheit. Das ist der Grund, warum ich beschlossen habe, vor Jahren schon, schwarz-weiß zu werden.*

*Er ist tatsächlich schwarz-weiß. Wie sehr, das fällt mir erst jetzt auf.*

*Ein Bild sagt mehr als tausend Bilder. Diese schlichte Wahrheit haben wir vergessen. Von mir als Kind gibt es einundzwanzig Fotos. Oft nur eins pro Jahr. So viel Zeit steckt in einem Bild. Es sind vielleicht keine künstlerisch wertvollen Fotos, aber sie sind bedeutsam, weil der*

*Augenblick, den sie festhalten, eine Ausdehnung hat über eine ganze Spanne Leben. Um ihre Bedeutung zurückzugewinnen, müssen die Bilder sich rar machen. Um wieder gucken zu können, brauchen wir ein Bildersterben. Ich bitte Gott darum. Doch das wird nicht passieren.*

KL ist aufgestanden, wann genau, habe ich nicht bemerkt. Aber er denkt offenbar nicht daran, unser Gespräch zu beenden, sondern tänzelt durch den Raum wie in Gedanken, wie allein. Ich bleibe sitzen.

*Ich bin kein Kulturpessimist. Kultur ist eine Form von Pessimismus wie jede Blüte, die weiß, nach mir kommt der Verfall. Es wird neue Blüten geben, andere, und ich freue mich schon auf die Abgesänge der YouTube-Generation, wenn sie den Untergang der Katzenvideos beklagt. Ja, ich bin zuversichtlich, dass die Katze YouTube überlebt und am Ende aller Filmchen wiedergeboren wird als Tier der Distanz, als das Entfernungswesen mit der größten Würde auf der Welt. Es ist bekannt, dass ich ein Katzennarr bin. Aber nur weil ich den Eigensinn verehere, die Arroganz und Unantastbarkeit. Ich habe Hoffnung. Wir werden bald alles totfotografiert haben und uns die Augen reiben, uns ansehen und dann den revolutionärsten aller Gedanken denken: Ein Wort sagt mehr als tausend Bilder. Die Bilder haben das Sprechen verlernt. Sie lügen nicht einmal, weil sie längst die Fähigkeit verloren haben, die Wahrheit zu sagen. Alles nur Farbgelaber. Wenn sich das herumgesprochen hat, können wir uns vielleicht wieder unterhalten.*

Er spricht wirklich sehr schnell. In dem Punkt hat Bertrand nicht übertrieben. Mitschreiben wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Zum Glück habe ich mich zwecks Aufnahme nicht für mein iPhone entschieden, sondern für mein altes Diktiergerät. Das wirkt harmlos, bescheiden, nostalgisch. Leider zeichnet es nur aus nächster Nähe auf, weshalb ich es ständig neu ausrichten muss, während er hin und her geht.

KL bleibt stehen.

*Aber Sie sind nicht vom SPIEGEL?*

Ich? Nein, nein –

*Natürlich sind Sie nicht vom SPIEGEL. Die Schnösel vom SPIEGEL kommen immer zu zweit, spielen Kreuzverhör oder Inquisition, stellen*

*Fragen und meinen, sie wüssten die Antwort. Dabei erzählen sie nur Märchen. Die größten Märchenerzähler kommen vom SPIEGEL. Ich habe nichts gegen Märchenerzähler, aber die vom SPIEGEL erzählen Märchen, obwohl sie es besser wissen. Es sind Märchenzyniker. Sogar wenn sie den Mund halten, sind sie ungezogen. Sogar ihr Schweigen ist flegelhaft. Ich hatte mal zwei dieser SPIEGEL-Würstchen hier, vor Jahren schon. Nach den ersten drei Fragen habe ich das Gespräch abgebrochen und sie mir einzeln vorgeknöpft. Da waren sie windelweich und eigentlich ganz nett. Ich glaube, sie kommen nie wieder.*

Verstößt das jetzt schon gegen das Lästerverbot, frage ich mich und schaue besorgt auf mein Diktafon. Doch KL scheint zu lächeln bei der Erinnerung. Dann zieht er die Brauen hinter seiner Brille wieder zusammen und wandert weiter über den Teppich.

*Aber ich wollte ja nicht über Sie nachdenken! Und über den SPIEGEL habe ich schon vor Jahren nachgedacht, dem ist nichts hinzuzufügen. Ich bin wirklich nicht ganz bei der Sache heute. Schlecht geschlafen und unvollständig aus dem Bett gekommen. Ich bin froh, dass ich mittlerweile noch weniger Schlaf brauche als vor Jahren, heilfroh, dass das Schlafbedürfnis mehr und mehr nachlässt mit der Zeit. Leider nimmt auch das Gefühl des Wachseins ab. Und Wachheit ist für mich Lebenselixier. Wach habe ich mich am liebsten, müde nicht so gern. Müde Menschen kann ich nicht ausstehen und solche, die sich vor Müdigkeit gehen lassen, schon gar nicht. Ich lasse mich nie gehen, das ist mein Erbe, der Stock, den ich verschluckt habe und für den ich dankbar bin, weil er mich aufrecht hält. Aber ich verschwende ungern meine Kraft an müde Kinder, wenn Sie wissen, was ich meine.*

Hatte Bertrand nicht gesagt, er sei mit dem richtigen Fuß aufgestanden? Wenn das der richtige ist, wie sieht dann der falsche aus?

*Haben Sie Kinder?*, fragt er mich plötzlich ganz direkt.

Ich nicke reflexartig.

Na, dann wissen Sie ja um die Wichtigkeit von Erziehungsfragen. Gerade wenn man schlecht geschlafen hat, zeigt sich, ob man eine gute Erziehung genossen hat oder nicht. Verrückt, nicht wahr, diese Redewendung? Nichts



*ist für unsere Mentalität bezeichnender als der Satz: »Ich habe eine gute Erziehung genossen.« Kein anderes Volk der Welt würde auch nur auf die Idee kommen, Erziehung und Genuss in Verbindung zu bringen! Seine Erziehung genießt man nicht, keine Sekunde, aber man kann sie genossen haben, im Nachhinein. Sie ist einem in Fleisch und Blut übergegangen, hat einem nicht geschadet, sondern im Gegenteil sogar gutgetan. Was in etwa die preußische Definition von Genuss wäre, Genuss in der Vergangenheitsform.*

KL setzt sich wieder, flink irgendwie, und schlägt die Beine übereinander. Ich lege das Aufnahmegerät so beiläufig wie möglich zurück auf den Nussbaumtisch.

*Sehr deutsch, natürlich, dieses Einverständnis mit der Disziplin, kreuzdeutsch, wenn Sie so wollen. Ich sage das mit einer gewissen Ironie, aber ohne mich darüber lustig zu machen. Die Steifheit und Strenge, das Hanseatische, das Preußische – wer hat sich nicht alles darüber lustig gemacht? Generationen von Hippies und Yuppies, die keine fremde Hilfe brauchten, um sich lächerlich zu machen. Das Preußische ist heute exotisch. Nehmen Sie das deutsche Pflichtgefühl! Haben Sie schon mal versucht, einem Amerikaner zu erklären, was Pflichtgefühl ist? Ich hatte endlose Gespräche darüber mit meinen amerikanischen – na ja – Freunden, Geschäftspartnern, eigentlich. Jede amerikanische Freundschaft ist im Grunde ein Deal. Die Amerikaner machen Geschäfte und haben ihren Spaß dabei, die Deutschen erlegen sich etwas auf und fühlen sich verpflichtet. Deswegen werden sich beide Seiten nie verstehen, Pflichtgefühl ist dafür das beste Beispiel. Die Amerikaner machen To-do-Listen und haken sie ab, step by step. Let's get the job done! Aber Pflicht »fühlen«, wo gibt's denn so was? Mittlerweile nicht einmal mehr in Deutschland.*

Womöglich erwartet er doch irgendeine Reaktion, vielleicht ein ganz kleines Lächeln? Das Problem ist nur, dass KL überhaupt nicht so aussieht, als würde er Witze machen. Je spitzer die Formulierungen, desto größer die Bitterkeit um seine Mundwinkel.

*Ja, die deutsche Mentalität ist auch nicht mehr, was sie mal war. Im Ausland schon, da werden wir noch immer für etwas gefürchtet, was wir*

*schon lange nicht mehr sind. Im Ausland gibt es noch den pflichtbewussten Deutschen, in Deutschland ist er ausgestorben. Um sich davon zu überzeugen, muss man nur einmal nach Berlin fahren. Ich weiß, wovon ich rede. Ich bin emigriert. Ich lebe inzwischen dreimal länger im Ausland, als ich in Deutschland gelebt habe. Zwei Drittel der Zeit habe ich mich als Weltbürger auf internationalem Parkett präsentiert und den Deutschen in mir versteckt. Heute lebe ich in Frieden mit ihm, in friedlicher Koexistenz. Ich arbeite gut mit ihm zusammen. Wir haben eine Arbeitsbeziehung, die an Liebe grenzt. Nur wenn ich nicht arbeite, stört er mich. Zum Glück habe ich keine Freizeit.*

*Jetzt lächelt er doch. Er lächelt tatsächlich, und ich lächle auch. Ich glaube, ich habe sogar den Witz verstanden.*

*Natürlich hat sich in den letzten Jahrzehnten viel geändert, selbst in Deutschland, zumindest in den Medien. Das deutsche Fernsehen hat sich amerikanisiert, zu meinem großen Bedauern. Inzwischen gucke ich, wenn ich nicht schlafen kann, die Tagesschau von vor zwanzig Jahren, als sie noch richtig gut war. Das muss man wirklich sagen, Dagmar Berghoff ist Deutschlands größte Schauspielerin. Sie rührt mich zutiefst. Leider ist sie die einzige.*

*Ich bin mir nicht sicher, ob das nicht gegen das Klatsch-und-Tratsch-Tabu verstößt, deswegen räuspere ich mich vorsichtshalber.*

*Eine gute Idee übrigens, die Tagesschau zu wiederholen! Wir Deutschen lieben Wiederholungen. Neuheiten und Sensationen sind uns eigentlich zuwider. Deswegen wählen wir auch keine Kanzler ab, wenn es nicht sein muss – ganz abgesehen davon, dass ich nicht wählen gehe, ich kann Politiker so schwer auseinanderhalten. Doch es ist immer dasselbe Prinzip: Hier in Frankreich wird ein Politiker nach einer Amtszeit mit höchster Wahrscheinlichkeit abgewählt, auch wenn er alles in seiner Macht Stehende tut, in Deutschland wird er mit Sicherheit wiedergewählt, wenn er nichts tut. Dabei sind wir keineswegs zufriedener als die Franzosen, wir bleiben nur lieber bei dem, was wir haben, und können uns mit jedem Übel anfreunden, vorausgesetzt, es kehrt immer wieder.*

Ich räuspere mich noch mal, beuge mich ein Stückchen vor und sage: Mit Verlaub, aber wollten Sie nicht in erster Linie über sich sprechen? Ich meine, nur dass wir nicht zu weit vom Thema –

*Aber wenn ich über die deutsche Mentalität spreche, spreche ich über mich! Ich bin deutscher als die meisten Deutschen, gerade weil ich schon so lange im Ausland lebe. Im Inland hat sich weniger deutsche Mentalität erhalten als in mir durch meine Emigration. Ich habe sie noch mitbekommen, mitgenommen, die ganz alte Schule, und bis heute konserviert. Ich bin ein deutsches Mentalitätsmuseum, ein Vatikan der deutschen Tugenden, die wandelnde deutsche Tugend-Enklave – lachen Sie nicht!*

Ich lache nicht.

*Ich bin ein großer Anhänger der sogenannten deutschen Tugenden. Disziplin, Fleiß, Pünktlichkeit, das steht auf der Liste meiner wichtigsten Eigenschaften noch über Talent und gutem Geschmack. Sie glauben, wer diszipliniert und fleißig ist, der ist nicht wirklich kreativ? Wer zeitlos schafft, der kann nicht pünktlich sein, nicht wahr, das glauben Sie doch?*

Ich?, frage ich zurück.

*Ein Genie, das nicht raucht, nicht trinkt, kein Fleisch isst und auch sonst keine Drogen nimmt, ist kein Genie, das glauben alle – falls Genies überhaupt etwas essen und nicht nur rauchen und trinken, um die Drogen besser zu vertragen. Für ein Genie gelten andere Regeln als die gesellschaftlichen, am liebsten gar keine. Für ein Genie gelten nicht einmal die Naturgesetze, wenigstens bis zu seinem Tod. Ein Genie ist eine Ausnahme, es hat eine Ausnahme zu sein, das ist seine Regel. Alles, was an einem Genie normal ist, ist eine Enttäuschung. Genies sind eine Mischung von Kunst und Krawall im Verhältnis eins zu drei. Was sie zerstören, ist wichtiger als das, was sie schaffen, im Idealfall sich selbst, mindestens aber die Minibar. Und wenn ein Genie Verträge unterschreibt, dann hält es sie nicht ein, auf gar keinen Fall! Ein Genie, das zuverlässig ist, erfüllt zwar seine Verträge, aber nicht die Erwartungen. Wenn es noch dazu solide arbeitet, ist sein Ruf ruiniert. Ich sage Ihnen, ich kenne Kollegen – hochtalentierte, begnadete Künstler! –, die so mit dem Genialsein*